

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 20

Artikel: Das Glück des entlassenen Sträflings
Autor: Schweizer, Jac.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sonntag geht der Franzl wieder dem Frauenbrünndl zu. Er denkt an gar keine Hochzeiterin, aber der Weg durch die Felder und dann durch den Hochwald hinauf ist jetzt im Frühjahr so schön, daß er gar nicht wüßte, wo er lieber hingehen möchte.

Wie er aber heute zum Frauenbrünndl hinaufkommt, ist's ihm, als ob zwei liebe Frauen darinnen wären, die himmlische und eine irdische. Weil aber die Erde dem Himmel dienen muß und alles Irdische zu Gottes Preis geschaffen ist, tut das Dirndl dort am Altare ganz recht, wenn sie der Himmelmutter einen Kranz von Efeu und Waldblumen um die Guldenkrone schlingt. Ist das nicht das Weberdirndl, die Reji?

Wie aber der Franzl so unvermutet vor ihr steht, erschrickt sie ein wenig, dann sagt sie: „Ich hab der lieben Frau ein paar Blüml gebracht, weil gar so viele blühen jetzt. Und kein Mensch denkt an die Gottesmutter im Frauenbrünndl. Was suchst denn du da?“

Der Franzl schaut erst eine Weile, ob er es sagen darf, was er gern möchte. Sie gehen zusammen hinaus und draußen sagt er es ihr, der Weberreji.

„Weil du mich fragst“, sagt er, „muß ich dir's schon sagen, auch wie's ist und was ich suche. Die Eltern möchten mir übergeben, und zum Übernehmen brauch' ich eine Hochzeiterin. Weil ich mich aber auf dem Tanzboden um keine umschauen mag, hab ich mir gedacht, gehst zu der lieben Frau ins Frauenbrünndl, vielleicht weiß dir die eine. Und richtig, heut' bin ich 's zweite Mal da und find' mir schon eine auch.“

„Da wünsch' ich dir halt recht Glück dazu,“

sagt das Weberdirndl und will gehen, weil es sich nicht schickt, daß man mit einem jungen Mannsbild im Wald herumsteht.

„Halt“, sagt der Franzl, „wir haben ja noch gar nicht ausgeredet. Was tätest denn sagen, wenn ich dich bitten tät', du sollst meine Hochzeiterin werden?“

„Ich?“ sagt das Dirndl, „ich?“

„Ja du, dich mein ich! Mir ist's grad, als hätt' uns die liebe Frau da zusammengegeben. Sag, wie ist dir?“

„Ja, wenn du so meinst, ist's mir recht und ich sag' nicht nein. Redest halt mit meinen Leuten, ob sie mich herlassen, und mit den Deinen, ob ich ihnen recht bin.“

Es ist allen recht und über Jahr und Tag sind die zwei ein glückliches Paar. Und die liebe Frau im Frauenbrünndl hat jetzt alleweil Blüml genug und die schönsten im Guldenkrölein. Und an den Sonntagen ist's ein so schöner Spaziergang hinauf in den Hochwald, und wenn sie zur Kapelle hinkommen, fragt der Franzl immer: „Weißt es noch?“ Freilich weiß sie's noch. Sie kann's ja nicht vergessen, schon weil er sie immer daran erinnert.

So ist alles recht und gut und schön geworden, und der Franzl weiß jetzt auch soviel wie die andern, hat aber keinen Schaden und keinen Spott, keine Händel und keine Prozesse, keine Feindschaften und Reibereien mit der Nachbarschaft.

Und oft denkt er sich: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“ Und die Großen auch nicht. Es kommt alles zu seiner Zeit, wenn man den lieben Gott walten läßt.

Spruch.

Der Reichste kann so reich nicht sein,
Daß ihn nicht eine Armut drückte,
Die engste Enge nicht so klein,
Daß nicht in ihr ein Lächeln glückte.

Es ist der Böse nicht so schlimm,
Daß nicht noch eine zarte Güte,
Halb zwischen Missetat und Grimm,
Versteckt in seinem Herzen blühte.

Heinrich Fischer.

Das Glück des entlassenen Sträflings.

Nach dem Leben erzählt von Jac. Schweizer.

In jener Zeit, als die Militärverwaltung die Planierungsarbeiten des großen Armeeflugplatzes in A. in den Fachblättern zur Konkurrenz ausschrieb, stand ich noch am Anfang meiner beruflichen Laufbahn. Gleichwohl ließ ich es mir nicht nehmen, neben Großfirmen von

Auf auch eine Offerte an die Militärverwaltung einzureichen. Der mit großer Spannung erwartete Tag, an dem die Entscheidung fiel, sollte für mich ein Glückstag werden; denn die Ausführung jener nicht unbeträchtlichen Arbeit wurde mir übertragen.

Ich engagierte sofort eine respectable Anzahl von Erdarbeitern und nahm die Sache in Angriff. Mit der Arbeit ging es verhältnismäßig auch rasch vorwärts. Immerhin war ich dann und wann gezwungen, zufolge heftiger Regengüsse den Betrieb ruhen zu lassen.

Eben hatten wir nach einem ausgiebigen Regen die Arbeit von neuem aufgenommen. Die Sonne stand wieder leuchtend am Himmel und dem aufgeweichten Humusboden entstieg ein angenehmer, feucht-warmer Erdgeruch. Die Sonnenwärme hatte jedoch den durchnässten Grund noch nicht zu trocknen vermocht. In mächtigen Klumpen blieb die Erde an den Schuhen hängen.

Es ging gegen die Mittagszeit. Da sah ich einen jungen Mann — dem Ansehen nach mochte er so 27 Jahre alt sein — auf die Arbeitsgruppe, der ich gerade einige Weisungen gab, zukommen. Er trug einen runden, steifen Hut, einen Trench-Coat-Regenmantel und auf den Zehenspitzen gehend, war er bemüht, seine Lackschuhe möglichst wohlbehalten durch das durchweichte Erdreich zu lotsen. Dann blieb er bei einem der Arbeiter stehen und schien eine Frage an ihn zu richten, worauf derselbe mit der Hand gegen mich hinwies. Der Mann kam dann auf mich zu, grüßte ehrerbietig und bat mich inständig, ihm doch Arbeitsgelegenheit zu verschaffen.

„Was sind Sie von Beruf?“ fragte ich ihn.

„Kaufmann.“

„Dann muß ich bedauern, denn für einen Kaufmann habe ich keine Beschäftigung!“

„Damit habe ich auch gar nicht gerechnet, nein, ich meine nicht als Kaufmann, sondern wie die andern da,“ und er deutete auf die Schar der Erdarbeiter.

Ich hatte gewisse Bedenken und äußerte, er werde wohl seiner Lebtag weder eine Schaufel noch einen Pickel in der Hand gehalten haben. Er gab dies zu, betonte aber, daß er ja noch jung sei und daß er sich alle erdenkliche Mühe geben werde. Ich hatte Mitleid mit ihm und sagte, daß ich es mit ihm probieren wolle.

„Wann wollen Sie anfangen?“

„Wenn ich darf, gleich nachmittags.“

„Gut, dann kommen Sie!“

Ich dachte nun, daß er sich verabschieden würde. Aber er sagte kein Wort und bewegte sich nicht vom Fleck. Nur seine Augen, die unruhig hin und her irrten, schienen etwas ausdrücken zu wollen. Ich hatte das Gefühl, daß

ihn irgend etwas noch bedrücken werde und fragte ihn ermunternd:

„Wünschen Sie noch etwas?“

„Ich habe heute noch nichts gegessen und habe kein Geld, um etwas zu kaufen,“ sagte er verlegen. Ich schrieb ihm dann einen Gutschein, für welchen er in der Arbeiterkantine ein Mittagessen zugut hatte. Hinterher kam mir allerdings der Gedanke, daß er nach Einnahme des Essens in der Kantine wohl auf Nimmerwiedersehen verschwinden werde, wie das etwa so vorkommt.

Aber er verduftete nicht. Auf den Arbeitsbeginn erschien er wieder auf dem Platz. Auch trug er, wie am Vormittag, noch dieselben Kleider, die seine gesamte Garderobe ausmachten. Ein Überkleid besaß er nicht. Er legte Hut und Mantel beiseite. Auch den Kittel seines schwarzen Tuchanzuges zog er aus, ließ sich Pickel und Schaufel geben und dann nahm er die Arbeit auf. Sie wurde ihm schwer. Aber er biß die Zähne zusammen und ließ es sich so wenig wie möglich anmerken. Am Abend schmerzten ihn vor Müdigkeit alle Glieder und seine Lackschuhe, sowie die schwarzen Tuchhosen bewiesen, wie vergänglich alle irdische Herrlichkeit ist. Nach einigen Tagen schenkte ich ihm dann etwelche ältere Kleidungsstücke, darunter auch ein Paar derbe Schuhe.

In der ersten Zeit beobachtete ich ihn sehr häufig bei der Arbeit. Ich konnte feststellen, daß er sich wirklich alle Mühe gab, daß er jedoch seinen Lohn, so sehr er sich auch anstrengte, bei weitem nicht verdiente. Der Grund lag nur darin, daß ihm die robuste Kraft, wie die meisten seiner Nebenarbeiter sie besaßen, fehlte. Da ich jedoch seinen guten Willen respektierte, ließ ich ihn gewähren.

Es war an einem Lohnauszahlungstag, vormittags früh. Soeben hatte ich ein Telegramm erhalten, auf Grund dessen ich sofort abreisen mußte. Die Militärverwaltung hatte nämlich eine dringende Sitzung angeordnet, die den Ausbau des Flugplatzes betraf, und wollte ich noch rechtzeitig an dieser Konferenz erscheinen, mußte ich unbedingt mit dem nächsten Zug in die Stadt fahren. Ich wußte, daß ich gezwungen sein würde, den ganzen Tag über fortzubleiben. Aber ebenso wußte ich, daß es zu Lärmszenen kam, wenn die Arbeiter nicht prompt entlohnt würden. Da ich bisher die Lohnauszahlungen, sowie die laufenden Schreibarbeiten immer persönlich erledigte, hatte ich niemand, der dies

hätte besorgen können. Die Sache war für mich wirklich fatal. Das Geld für die Auszahlungen war noch nicht einmal von der Bank abgehoben worden. Kurzum, für die Erledigung der ganzen Zahltagsangelegenheit hätte ich noch einige Stunden Zeit zur Verfügung haben müssen. Mein Zug fuhr jedoch in einer knappen halben Stunde.

Da erinnerte ich mich meines zuletzt eingestellten Arbeiters. Sofort rief ich ihn zu mir.

„Sagten Sie nicht, Sie seien von Beruf Kaufmann?“

„Ja,“ kam es kleinlaut zurück.

„Heute ist nämlich Zahltag und in einer halben Stunde geht mein Zug. Hätten Sie nicht Lust, statt meiner, den Lohn auszuzahlen?“

Als ich ihm dies eröffnete, wurde er ganz verlegen. Sein Blick glitt, wie hilfessuchend, bald hierhin, bald dorthin.

„Was, zum Kukuck, ist denn mit Ihnen los? Warum können Sie sich nicht dazu entschließen?“ sagte ich etwas barsch. Dann, wie wenn er sich zu etwas furchtbar Schwerem aufraffte, sagte er zögernd: „Ich muß Ihnen nämlich etwas gestehen; aber ich bitte Sie, schicken Sie mich deswegen nicht fort. Ich wurde nämlich seiner Zeit verurteilt und habe unmittelbar, bevor ich zu Ihnen kam, eine Zeitlang gefessen!“

Dieses Bekenntnis machte mich für den Augenblick etwas verduzt. Es handelte sich um eine Unterschlagungsaffäre. Er war angeklagt, eine große Summe Geldes veruntreut zu haben. Er bestritt es zwar und behauptete, unschuldig gerweise verurteilt und eingesperrt worden zu sein. Mich selbst vermochte er zwar nicht so sehr von seiner Unschuld zu überzeugen.

Hätte es sich nicht um die Zahltagsangelegenheit gehandelt, so hätte es mich übrigens nicht stark interessiert, ob er schuldig oder unschuldig gewesen sei. So aber war die Sache anders. Während seines ganzen Hierseins hatte er wohl einen festen, ehrlichen Willen gezeigt. Ihm aber während meiner Abwesenheit die Lohnauszahlungen selbständig zu überlassen, bedeutete immerhin ein Risiko. Einen andern Ausweg gab es indessen nicht. Daß ich von der Konferenz fernbleiben konnte, kam nicht in Frage. Eben- sowenig ließen sich die Lohnauszahlungen verschieben.

Da sah ich ihm dann fest in die Augen, drückte seine Hand und sagte: „Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Sie werden diesmal die Löhne auszahlen.“ Ein Leuchten stand in seinen Augen und

ein fester Druck von seiner Hand bestätigte mir, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen wolle. Ich übergab ihm noch einen Scheck, mit dem er die für die Auszahlungen notwendige Geldsumme auf der Bank abheben konnte. Dann dampfte ich ab.

Die Konferenz fand im Saale eines Hotels statt. Ich war jedoch mit meinen Gedanken nicht immer bei der Sache. Heimlich kam mir nämlich immer wieder die Befürchtung, mein von mir vor der Abreise eingesetzter Vertreter sei möglicherweise mit dem abgehobenen Gelde durchgebrannt. Jedesmal, wenn einer der Lakaien des Hotels geräuschlos im Saale erschien, um irgend eine Nachricht zu überbringen, hatte ich Angst, eine schlimme Botschaft, die meine Befürchtung bestätige, treffe für mich ein.

Die Besprechungen dauerten bis in die Nacht hinein. Ermüdet kam ich mit dem letzten Abendzuge wieder nach A. zurück. Beschleunigten Schrittes ging ich meiner Behausung zu. Es war ungefähr 11 Uhr. Als ich auf das Haus zuschritt, gewahrte ich zu meiner großen Verwunderung Licht in meinem Bureau. Diese Feststellung rief eine große Erregung in mir hervor, denn wer hatte in meinen Räumen etwas zu suchen und dazu noch um diese Stunde? Zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte ich die Treppe hinauf und mit einem mächtigen Satz stand ich plötzlich mitten drin im Büro.

Hier zeigte sich mir das friedlichste Bild. An einem Tische, in einem Buche lesend, saß mein Arbeiter, der, wie es sich dann herausstellte, die Lohnauszahlung korrekt durchgeführt hatte. Auf der Tischplatte, neben ihm, lag das vom Zahltag übrig gebliebene Geld, jede Münzsorte für sich, sorgfältig in Säulen aufeinander geschichtet.

„Was machen Sie denn da?“ fragte ich ihn.

„Ich konnte, ehe Sie gesehen zu haben, einfach nicht zu Bette gehen, denn ich könnte keinen Schlaf finden, ehe Sie sich nicht überzeugt hätten, daß ich mich Ihres Vertrauens würdig erwiesen habe, und vor allem, daß das Geld auf den Rappen stimmt.“

Nun kam ein richtiges Frohgefühl über mich, das ich nur mit Mühe verbergen konnte; so stark erfreute mich seine an den Tag gelegte Gewissenhaftigkeit und vor allem der Umstand, daß sich meine Befürchtungen, mit denen ich mich den ganzen Tag über gequält hatte, nicht bewahrheitet hatten. Ich setzte mich nun an den Tisch, gab mir den Anschein, als zähle ich das

übrig gebliebene Geld genau nach und beſtätigte ihm, daß der Betrag ſtimme. Dann entließ ich ihn mit anerkennenden Worten.

Vom nächſten Tage an beſchäftigte ich ihn auf dem Büro, denn mit dem Fortſchreiten der Arbeit auf dem Flugfeld häuften ſich die Schreibarbeiten ohnehin mehr und mehr an. Nach einigen Monaten, als unſere Tätigkeit auf dem Flugplatz zu Ende war, mußte ich allerdings auch ihn entlaſſen, da ich nun keine Bürokräft mehr benötigte. Ich ſtellte ihm ein gutes Zeugnis aus, das er auch wirklich verdient hatte. Als er von mir Abſchied nahm, dankte er mir noch ſehr und erklärte, daß ich ihm den Weg

in die Zukunft, die für ihn ſchwarz war und an die er, als er bei mir eintrat, gar nicht zu denken gewagt, wieder geebnet habe. Dies wollte ich zwar nicht zugeben, denn ſo viel hatte ich ja eigentlich nicht für ihn getan.

Auf jeden Fall aber war er einer von den Menſchen, mit denen das Glück ſchreitet. Zwei Jahre mochten ſeither vergangen ſein, als ich wieder einmal geſchäftlich in der Stadt zu tun hatte. Da traf ich ganz zufällig mit ihm im Tram zuſammen. Ich fragte ihn nach ſeinem Ergehen. Da ſtrahlte ſein Geſicht, und er teilte mir mit, er ſei nun Korreſpondent auf einer Bank — er, der ehemalige Sträfling.

Die Entfettungskur.

Humoreſke von Wilhelmine Baltineſter.

Herr Baſſel war zu dick geworden. Zuerſt ſagte es ihm ſein Schneider, dann ſeine Freunde, ſchließlich ärgerte er ſich, ſo oft er an einem Spiegel vorbei kam. Nur ſeine Frau, die weiche Seele, fand es nicht. Sie hatte die Leidenschaft, ihn maßlos zu füttern. Das wollte ihr der Arzt, den ſie auffuchten, und der Spezialiſt für Entfettungskuren war, gehörig austreiben. Affenliebe ſei es, einen zur Fettsucht neigenden Mann zu überfüttern! Einſchränken, keine Mehlspeifen! Und im übrigen nur jene Mengen von Nahrung geben, die er jetzt aufſchreiben wolle. Der Schneider bekam Auftrag, mit dem Bau des neuen Anzuges zu warten, man würde in wenigen Wochen ſo ſchlank geworden ſein, daß noch einmal Maß genommen werden mußte. — Frau Baſſel war verzweifelt. Sie hatte eine kleine Speiſenwaage anſchaffen müſſen, auf der dem Hausherrn der farge Biſſen zugemeſſen werden ſollte. Grausam wenig. In der Frühe ſchon fing der Jammer an: Tee mit einem Stück Zucker und dazu drei Plättchen Zwieback. Biſher hatte man des Morgens bei zwei Taffen Kaffee und etlichen Schinkenbrötchen geſchwelgt. Vorbei iſt der fette Traum. Baſſel ging ungemütlich gelaunt ins Büro hinüber, das durch eine Tür mit ſeiner Wohnung verbunden war. — Frau Baſſel dachte nur an ſeinen geliebten, ſchlecht gefüllten Magen, und vor zärtlichem Mitleid verging ihr der Appetit. So ein Menſchenshinder, der Arzt! Er ſchien ein grausames Vergnügen daran zu haben, die Leute durch Hunger zu quälen. Selbſt aber trug er ein gehöriges Bäuchlein! Unverſchämt!

Das zweite Frühſtück, beſtehend aus einem

infam kleinen Apfel, den ſogar Evas ſcharfes Auge nie und nimmer am Baume der Erkenntnis erſpäht haben würde, brachte Frau Baſſel dem Geliebten eigenhändig ins Büro. Dabei ſah ſie ihn aus feuchten Augen an. Er war in Wolken gehüllt.

„Du, Hermine, heute hab ich etwas ſehr Wichtiges vor, eine große Beſprechung! Und: ein leerer Magen — ein leerer Kopf. Weißt du was, bringe mir ſchnell die ganze erlaubte Speiſemenge für den heutigen Tag herüber. Dafür will ich morgen vollkommen Faſttag machen. Glaube nicht, ich ſei gefräßig! Es iſt nur wegen der großen Konferenz, da muß man friſch ſein!“

Wie ſie flog. Er ſollte nicht hungern, der Liebe! Sie fand ihn überhaupt nicht gar ſo dick. Was verſtand der Arzt, der ſelber ſeinen Neptunbauch nicht loswerden zu können ſchien! Sie brachte gleich alle Mahlzeiten zuſammen: den halben Teller Suppe und das Bröſelchen Fleiſch und das magere Gemüse, woraus ſein Mittagſmahl zu beſtehen hatte, und den Veſpertee und die beiden Eier, die er zum Nachtmahl eſſen durfte. Er ſchmatzte alles in ſich hinein wie ein Wolf im Hungerwinter. Als er um vier Uhr aus dem Büro kam, ſagte er nachdenklich: „Hermine — ich habe eigentlich Hunger. Gib mir mal das Mittaggeſſen von übermorgen! Ich werde es mir dafür übermorgen entziehen.“ Hermine ſtarrte ihn an. „Morgen willſt du aber doch faſten und dann übermorgen kein Mittag eſſen...? Das geht doch nicht!“ — „Haſt du vielleicht etwas dagegen, daß ich jetzt etwas zu eſſen bekomme?“ fragte er ſpik. „Gefalle ich dir nicht? Geht die Liebe nach Gewicht?“ —